

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 61 (1981)
Heft: 5: Max Frisch, "nicht ganz leicht zu feiern"

Artikel: Das Schwierige oder Ce qui me brûle
Autor: Schaftroth, Heinz F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-163760>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Art von Freiheit; Raymond Aron hat einmal bemerkt, im Osten sehne man sich nach Freiheit, im Westen ermögliche es die vorhandene Freiheit nicht, die Gesellschaft zu verändern.

Max Frisch ist nicht Politiker. Seine Erkenntnisse beruhen nicht immer auf genügend gesicherten Kenntnissen – was die polemische Gebärde erleichtert. Peter Bichsel hat in einem Interview mit Recht hervorgehoben, dass Frisch zeitlebens um das Schweizerische bemüht war. Diese Beschäftigung hätte ihn nicht so viel Mühe gekostet, wenn er sich nicht so stark davon betroffen gefühlt hätte. Ist die Schweiz ein Gegenstand der Literatur, fragte er? Können Probleme der Politik zur literarischen Gestaltung anregen? Ich habe – und an seinem 70. Geburtstag bekenne ich es gern – mit Max Frisch nie wegen seiner politischen Stellungnahmen gehadert. Er war im Lauf eines Lebens, das er sich schwer machte, eine Stimme in unserer Zeit. Dichter verlangen oft von den Menschen, von der Gesellschaft, vom Vaterland viel – nicht selten Unerfüllbares. Aber sie sind manchmal ihrer Zeit voraus. Ihre Funktion in der Gesellschaft ist nicht die eines Spezialisten, sondern eines Seismographen. Was ich selbst mit Frisch nicht teile, ist sein Glaube an den «Mut zur Utopie». Er hatte vollkommen recht, als er einen kurzen Text aus dem Jahre 1960 betitelte: «Die Schweiz ist ein Land ohne Utopie». Dort heisst es – und zur Feier seines Geburtstages soll er am Schluss dieses freundschaftlichen Grusses das letzte Wort haben:

«Sowohl Dürrenmatts ‚Besuch der alten Dame‘ wie mein ‚Biedermann und die Brandstifter‘ hätten nicht entstehen können ohne das kompakte Gegenüber eines noch weitgehend intakten Bürgertums. Die schweizerische Situation hat also auch ihre positiven Seiten, gewiss – wenn man sie aushält und sich immer wieder von ihr distanziert.»

HEINZ F. SCHAFROTH

Das Schwierige oder *Ce qui me brûle*

Im «Tagebuch 1966–1971»: die Geschichte vom Goldschmied, der in der Bodega sitzt.

Ich setze sie nicht als bekannt voraus. Und nacherzählen kann ich sie nicht, da Frisch sie nicht vorerzählt hat. Erzählen ist zielgerichtet. Frisch schreibt ziellos. Seine Geschichte ist bestenfalls eine vorenthaltene, ist ein Bericht

zur Lage – und die ist schon viel zu lange so wie sie ist und wird es noch zu lange sein, als dass es etwas zu erzählen gäbe. Das Erzählbare liegt weit zurück in der Vergangenheit.

So weit, dass es dort immer auch meine Geschichte sein könnte. Meine und die anderer. Aber meine geht mich an; und damit auch das, was bei Frisch nicht mehr Geschichte ist und folgendermassen endet: «Wie er in der Bodega sitzt (der Eisenofen ist noch immer da, nur die Kellner haben gewechselt) und wie er den Fleischkäse aus einem knisternden Papier packt, dann kaut – seine Frau ist gestorben, der Laden verkauft, er wohnt in einem Altersheim.»

Es vergeht Zeit («die Kellner haben gewechselt»), und es vergeht keine Zeit («der Eisenofen ist geblieben»), auch ohne dass man weiss, dass der Goldschmied in den beiden Texten, die von ihm handeln, immer schon so sass und Fleischkäse kaute (es ist keine Zeit vergangen), nur dass jetzt seine Frau gestorben ist (vorher war immer von seinen Selbstmordplänen die Rede) und der Laden verkauft, er selber im Altersheim wohnt (es ist eine ganze Menge Zeit vergangen).

Die wie-Sätze hängen im Leeren. Ich stelle ihnen: «Zu erzählen wäre...» voran – und merke, wie falsch es ist. Es gibt nichts zu erzählen; was da gesagt wird, gibt nichts her für eine Geschichte (es sei denn eben für die meine, aber die ist nicht Frischs Sache, liegt nicht in seiner Absicht), es ist auserzählt, ausgesprochen, ausgelebt. (Im «Triptychon» erbringt Frisch den letzten Nachweis dafür, sein alter Goldschmied, käme er in dem Stück vor, würde immer noch so dasitzen, Fleischkäse auspacken, ihn kauen.) Nebenbei bemerkt: daran ist nichts Trauriges; aber herausfordernd radikal ist es.

Genau von diesen Schlusssätzen der Goldschmied-Texte an begann ich Frisch anders zu lesen.

Zuvor: eine, gelegentliche Abtrünnigkeit einbezogen, unproblematische Beziehung zum Autor Frisch. Interesse, Respekt; und noch und noch Nutzen gezogen: aus dem, was er schrieb, ebenso aus seiner Zeitgenossenschaft. (Wie wach und unbestechlich er sie lebt.) Auf all das brauche ich nicht zu reden zu kommen, es hat sich ohnehin nichts geändert daran.

Was dazugekommen ist, mit dem «Tagebuch», dann «Montauk», dem «Triptychon», bis und vor allem mit «Der Mensch erscheint im Holozän», ist jener Frisch, der mich mit meiner Geschichte konfrontiert und den radikalstmöglichen Wendungen darin; ist ein literarisches Werk, das mit der darin immer weiter vorangetriebenen Dramaturgie des Schweigens mich in ein nicht abbrechendes Gespräch zieht; ist: das Schwierige oder *Ce qui me brûle*, was mich brennt, mir heiss macht, was mich angeht, weil es das ist, was ich nicht weiss.

Die vierundzwanzigste von Günter Eichs «Formeln»: «Was ich weiss, geht mich nichts an».

AUREL SCHMIDT

Über die Luft zum Atmen

Das politische Leben in der Schweiz besteht aus einer Praxis des Einverständnisses, des Konsenses, des Kompromisses, die erstickend und lähmend ist. Um möglichst viele Menschen in den Konsens einzubeziehen, ist es aber unumgänglich, sich jeweils auf dem kleinsten, überhaupt noch in Frage kommenden Nenner zu einigen. So werden dann die Selbstverständlichkeiten Mode und als überragende Ereignisse gefeiert. Die Folge davon: In der Schweiz zirkulieren nur wenige Ideen. Eigentlich kommt das Land glänzend ohne irgendwelche Ideen aus. Landesverteidigung, Privatwirtschaft, Freiheit, Exportrisikogarantie, das Nein zum Kollektivismus: Begriffe, die zwar von allen verwendet werden, aber nichts bedeuten. Oder niemand kann sagen, was sie bedeuten. Natürlich ist das bequem. Man kann dann Privatwirtschaft sagen und Profit meinen. Man kann Freiheit sagen und seine eigene Freiheit meinen, aber nicht die der anderen, weil die doch nur Missbrauch damit treiben würden. Jede Diskussion wird so zu einem Herauspräparieren von Nuancen, und man bleibt schön unter sich. Neue, das heisst von aussen kommende, also vom Konsens abweichende, kritische Ideen finden in der Schweiz nur schwer Zugang; eigentlich überhaupt keinen. Neue Ideen sind verpönt, verdächtig. Sie stören bloss. Wer in diesem Land Ideen hat, der zieht es vor, auszuziehen. Die Erstickung macht sich andererseits darin bemerkbar, dass die Schriftsteller, sie vor allem, weil sie auf Zeit und Umwelt sensibel reagieren, beinahe geschlossen als geistige Opposition auftreten.

Auch Max Frisch. Er vielleicht am deutlichsten. Ich habe kürzlich noch einmal den «Stiller» gelesen und die Sätze darin über das Gerede über die Freiheit in der Schweiz und die Angst, die sich in Wirklichkeit hinter diesen Freiheitsreden verbirgt. Das Buch ist 1954 erschienen: sagenhaft! Es war ein Aufbruch, der Anfang eines neuen Kapitels der Schweizer Literatur.

Oder ich denke an Frischs Rede aus dem Jahr 1974, als er den Grossen Schillerpreis erhielt. Frisch sprach damals über den Begriff der Heimat, und er meinte nicht die Schweiz als Idylle, die selbstgerechte Schweiz, sondern die politische Schweiz, die ihren hohen Grundsätzen laufend widerspricht.